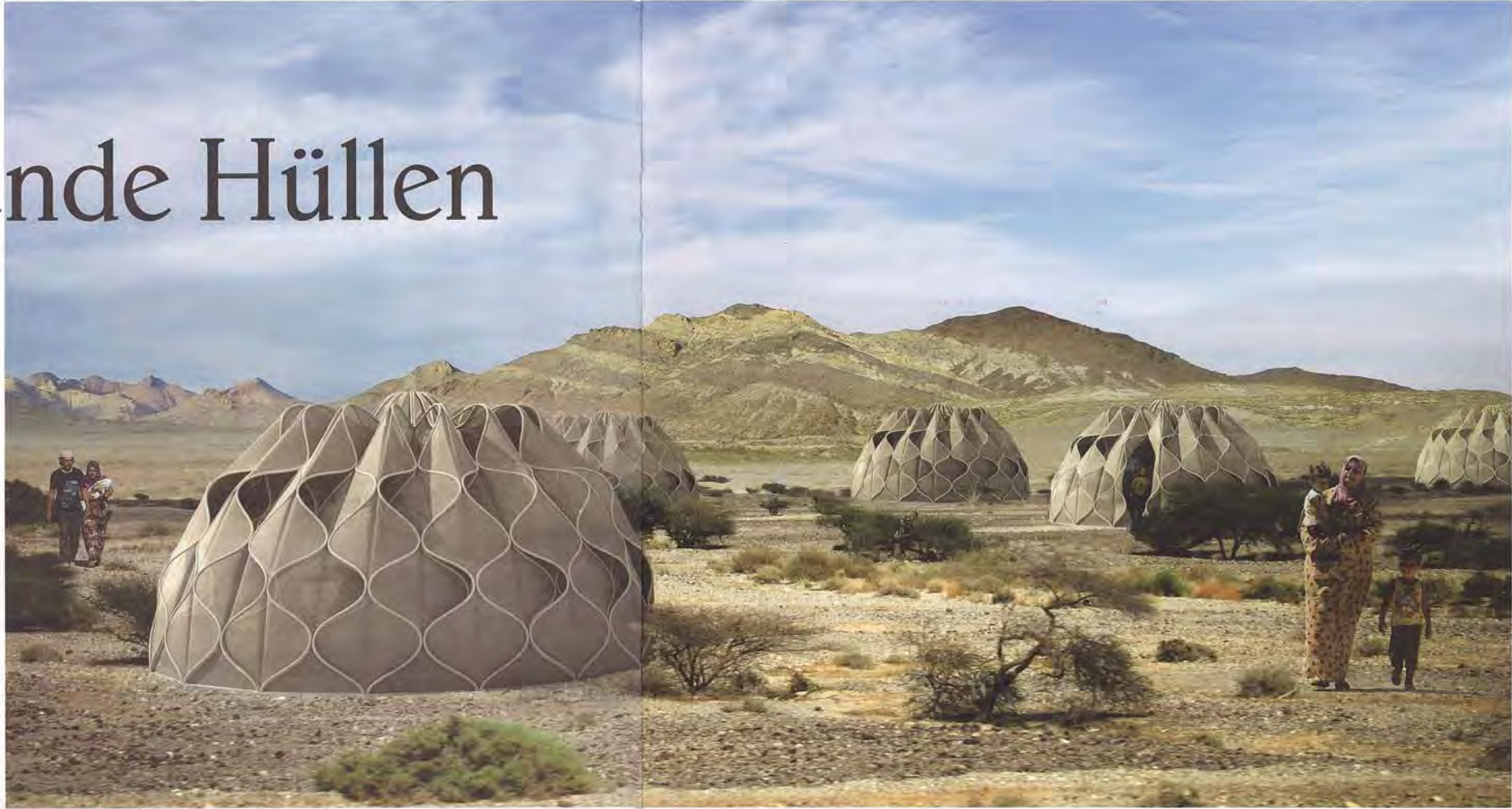


# Helfende Hüllen

Architekten nutzen immer wieder ihr Know-how, wenn es um schnelle Hilfe geht. In Katastrophengebieten braucht es einfache, schnell aufzubauende Miniarchitekturen. In Schengen-Europa gilt es zuerst, mit Sinn für Räume eine komplexe Situation zu klären

VERMESSUNG: MAIK NOVOTNY



Rund 60 Millionen Menschen sind derzeit nach Angaben des UNHCR weltweit auf der Flucht. Von der Türkei über den Libanon bis nach Calais füllen sich die Flüchtlingslager. Manche sind zu wahren Städten mit mehreren Zehntausend Bewohnern angewachsen. Da sich die Lage in den Heimatländern wie in den verwüsteten Städten Syriens so schnell nicht bessern wird und die sicheren Länder sich die heiße Kartoffel „Asyl“ gegenseitig in die Hand geben, werden viele dieser Zeltstädte zu einer Bleibe auf – vorläufige – Dauer. Grund genug für die UNHCR, im jordanischen Flüchtlingslager Zaatari, mit 100.000 Bewohnern einem der größten der Welt, Stadtplaner einzuladen, um aus dem Ras-

„Weaving Home“ – die leichten Zelte der jordanisch-kanadischen Architektin Abeer Seikaly erinnern an Nomadenzelte

ter an Zelten und Containern ein Gemeinwesen zu machen. Nicht durch neue Architektur, wohlgeformt, sondern durch Verantwortung und Organisation.

Nicht, dass es keine Ideen gäbe, wie man ein temporäres Zuhause würdevoll gestalten könnte. Seit langem machen sich Architekten weltweit Gedanken über Prototypen einfacher Behausungen in Leichtbauweise, die schnell transportiert, von Laien zusammengesetzt und aufgebaut werden können und mehr räumliche Möglichkeiten bieten als das Existenzminimum im Schiffscontainer.

Die meisten von ihnen taten das unmittelbar nach Naturkatastrophen, die binnen

kurzem eine Masse von Menschen obdachlos machten. Not macht eben erfindertisch. Einer der ersten und auch heute bekanntesten Architekten, die sich um konstruktive Katastrophenhilfe bemühen, ist der Japaner Shigeru Ban. Nach dem verheerenden Erdbeben in Kobe 1995 entwarf er unter anderem eine Kirche aus Papprohren, die als Schutz- und Gemeinschaftsraum für die traumatisierten Überlebenden diente. Nach dem Erdbeben und dem Tsunami 2011, der ganze Orte auslöschte, konzipierte Shigeru Ban eine ganze Reihe von baulichen Hilfsmaßnahmen, vom einfachen Raumteiler aus Pappe und Papierwänden, um in den Turnhallen, die als Erstaufnahmehäuser, Privatheit zu ermöglichen, bis zu Gemein-

FOTO: ABEER SEIKALY

schaftszentren als Keimzelle der wiedererrichteten Ortschaften.

„Wir Architekten arbeiten fast immer für die Privilegierten“, sagte Shigeru Ban 2012 im Interview. „Sie haben Geld, Macht oder einen Namen, die diese Macht symbolisieren. Das war schon immer so. Aber ich möchte meine Erfahrung auch für die Allgemeinheit nutzen. Das ist unsere Verantwortung! Wenn eine Naturkatastrophe passiert, und in kurzer Zeit Notunterkünfte benötigt werden, ist von den Architekten meistens weit und breit niemand zu sehen. Dabei könnten wir hier vieles verbessern, wenn wir helfen. Also sollten wir das tun.“ Auch nach dem Erdbeben in Kathmandu im Ap-

ril 2015 war Shigeru Ban, der 2014 den renommierten Pritzker-Preis erhielt, zur Stelle. Für das feuchte Bergklima in Nepal stellte der Architekt einen Bausatz aus Holzrahmen und Papprohren zusammen, der vor Ort mit Ziegelsteinen ausgemauert werden kann. Die ersten Bauten werden zurzeit errichtet – von einem Netzwerk aus freiwilligen Helfern vor Ort.

Noch leichter handhabbar ist der Vorschlag der jordanisch-kanadischen Designerin Abeer Seikaly: Ihre „Weaving Home“ genannten Zelte bestehen nur aus dünnen Rohren und leichten Textilien. Sie erinnern bewusst an die Zelte von Nomaden und lassen sich von Migranten und Flüchtlingen selbst zusam-

„Wir Privilegierten arbeiten fast immer für die Privilegierten“

Shigeru Ban, japanischer Architekt

menflechten. Die Textilhaut ist dabei so raffiniert gefaltet, dass sich damit die Temperatur im Sommer und Winter regulieren lässt, bei Bedarf ist im Scheitelpunkt der Kuppel sogar Platz für einen kleinen Wassertank. Unter den vielen Entwürfen für Flüchtlingsunterkünfte ist dies sicher einer der schönsten. Realisiert wurden die Zelte allerdings bisher nicht, doch immerhin gab es 2012 dafür den Lexus Design Award.

Etwas pragmatischer und weniger poetisch ging es der Wiener Architekt Peter Fischer an. Gemeinsam mit der Waldviertler Holzbaufirma Koller entwickelte er, ausgehend von Erfahrungen im Wiederaufbau

Fortsetzung nächste Seite



Vorschlag des Wiener Architektenbüros trans\_city für das vom Erdbeben verwüstete Dorf Jacmel auf Haiti: Kleine Häuser aus heimischem Holz, die je nach Geländegegebenheiten von der Bevölkerung nach deren Wünschen zusammengefügt werden können



Fortsetzung von Seite 19

nach dem Tsunami 2004 in Sri Lanka, ein einfaches Haus aus genormten, in jedem Baumarkt erhältlichen Leichtbauplatten. Dieses dient explizit zur Zweitversorgung, nach der Unterbringung in Zelten als akute Notstandshilfe. „Ein Haus mit 24 Quadratmetern Fläche lässt sich an einem Tag errichten“, erklärt Fischer – benötigt dafür werden nur Akkuschrauber und Hammer. Ein Exemplar der „Casa Semplice“ wurde im Kosovo errichtet.

Eine ganze neue Siedlung konzipierte das Wiener Architekturbüro trans\_city für die Stadt Jacmel im vom Erdbeben im Januar 2010 verwüsteten Haiti. Auch hier schlugen die Architekten einfache, kleine Häuser vor, mit in Österreich aus heimischem Holz vorgefertigten Teilen, die dann vor Ort von den Einheimischen zusammengebaut und nach Wunsch ergänzt werden können. Der Prototyp sollte sowohl an steilen Hängen als auch im Flachland funktionieren, in Kombination der Einzelhäuser könnten ganze Kleinstädte entstehen.

bleibt die Frage: Warum so viele Ideen für Erdbeben und so wenige für Asyl? Doch der Eindruck täuscht. Denn in Österreichs Architekturszene passiert eini-

**Österreichs Architekturszene erwachte spätestens, als Innenministerin Maria Fekter das Asylwerber-Aufnahmezentrum Eberau im banal-böserartigen Kasernenstil plante**

gig. Schließlich hatte die Interessengemeinschaft IG Architektur 2011 ihren ersten „planlos Award“ für beispielhafte Desaster an Planungskultur an das von der damaligen Innenministerin Maria Fekter an die Öffentlichkeit vorbei beauftragte Asylwerberaufnahmезentrum im burgenländischen Eberau verliehen. Das Bauvorhaben im banal-bösen Kasernen-Look wurde schließlich durch eine Volksbefragung gestoppt. Spätestens da war bei den Architekten ein Bewusstsein für die räumlichen Dimensionen der Asylfrage geweckt.

Durchlauferhitze wurde die architektonisch-moralische Diskussion durch das Schubhaftzentrum Vordernberg, das 2014 eröffnet wurde. Ergebnis eines Architekturwettbewerbs, ist die vom Wiener Architektentrio SUE entworfene Anlage in jeder Hinsicht das Gegenteil von Eberau: Hell und offen, mit freundlichen Materialien ausgestattet, soll den Insassen, die sich ohnehin in einer elementaren Ausnahme-situation befinden, zumindest vonseiten der Architektur nicht noch mehr Qual zugefügt werden. Obwohl von den Architekten unter viel Abwägen nach bestem Gewissen gebaut, gab es teils heftige Anfeindungen. Denn auch ein schönes Schubhaftzentrum



ist halt immer noch ein Schubhaftzentrum – und wäre es nicht besser, man würde gar keines bauen? Bestätigt eine humane Architektur ein inhumanes System oder ist es legitim, aus einem Übel wenigstens ein erträgliches Übel zu machen?

Inzwischen hat sich die Debatte vorerst beruhigt, doch in der Architektenschaft ist man nicht untätig gewesen. Seit 2014 findet sich in Kooperation der IG Architektur mit der NGO „Architektur ohne Grenzen“ regelmäßig eine Gruppe von über 20 Interessenten zusammen, die sich unter dem Titel „Kein Ort. Nirgends.“ in drei Arbeitsgruppen Wohnen, Bauen und Utopie Gedanken machen. Das heißt, von Planungs-visionen über konkrete Hilfe für Flüchtlinge aus dem „Bau.Kontext“ bis zur Hilfe bei der Gestaltung von Unterbringungsquartieren ist alles dabei. Dabei gehen die Architekten, bei aller Utopie, pragmatisch-nüchtern vor. „Die wesentlichen Fragen sind: Wo und wie werden Flüchtlinge in Österreich untergebracht? Welche fachliche Expertise können ArchitektInnen einbringen? Was ist der politische Rahmen?“ sagt Matthias Finkente, organisatorischer Leiter der IG Architektur.



Der japanische Architekt Shigeru Ban entwarf speziell für Nepal eine feuchtigkeitsresistente Architektur aus Papprohren und Holzrahmen, die an Ort und Stelle ausgemauert werden



So betreibt die Caritas in Wien-Favoriten derzeit das „Haus Daria“ mit 194 Wohnplätzen für Asylbewerber und Asylberechtigte. Die IG Architektur und Architektur ohne Grenzen helfen ganz pragmatisch dabei, die Wohnsituation zu optimieren. Ganz ohne visionären Neubau, hier genügt es schon, wenn man die Gemeinschaftsräume besser nutzbar macht. Die Architektenkammer wiederum kooperiert mit der Caritas, wenn es um die Begutachtung und Bewertung möglicher Flüchtlingsquartiere geht. Denn nutzbare Räume gibt es – anders als in Erdbebengebieten – genügend, sie müssen nur mobilisiert werden.

Wir haben in der IG Architektur lange diskutiert, ob wir neue Quartiere für Flüchtlinge planen sollen. Mit dem Ergebnis: Nein, noch nicht. Zuerst gilt es, Österreich- und EU-weit zu analysieren, wie das System funktioniert und wo es Leerstand gibt, den man nutzen kann“, sagt Gordana Brandner-Gruber, die mit ihrem Büro „Starke Orte“ gerade die Ausstellung „Flucht-raum Österreich“ mitorganisiert hat. Der sperrig klingende Untertitel „Räumliche Manifestationen gegenwärtiger Asylpolitik und reglementierte Zustände des Wartens“ mag bürokratisch-abschreckend klin-

gen, doch die Inhalte sind wahre Aha-Erlebnisse. Mit ihren Studenten an der TU Wien hatten Nina Kolowratnik und Johannes Pointner exakt analysiert, in welchen Räumen sich Flüchtlinge wie lange aufhalten – von der Wohnung in der ursprünglichen Heimat bis zu 22 Quadratmetern, zu viert geteilt, in Traiskirchen. Die erdkundebuchartig genau detaillierten Grafiken machen das, was zwischen plakativen Fotos ruiniert syrischer Straßen, Booten im Mittelmeer und Asylunterkünften in Österreich und abstrakter EU-Abkommen normalerweise nicht greifbar ist. „Hier wird Licht ins Asylwesen gebracht und das System Schengen bildhaft dargestellt“, sagt Gordana Brandner-Gruber.

Beginnen wurde die Ausstellung im August dieses Jahres im Gasthof „Bärenwirt“ im Kärntner Dorf Weitenfeld, einem dem Einwohnerschwind zum Opfer gefallenen Wirtshaus, das inzwischen als Asylwerberunterkunft dient. Bewusst als Gegenstück zur berühmten Saualm konzipiert, sind hier Einheimische als ehrenamtliche Helfer tätig. Betretungsverbot gibt es keines. So konnten sich Studenten, Bewohner und Flüchtlinge am Wirtshausstisch gemeinsam



Beim Konzipieren im Bärenwirt. Studentinnen und Studenten, Einwohner und Flüchtlinge bereiden miteinander erlebte und erwünschte Räume und zeigen zur berühmtesten „Saualm“ in Form einer Ausstellung Alternativen auf



**Ausstellungs-Mitorganisatorin Gordana Brandner-Gruber: den „Flucht-raum Österreich“ sicht- und erlebbar machen**



über erlebte und erwünschte Räume austauschen. Danach wird die Ausstellung im Architekturmuseum Kärnten in Klagenfurt gezeigt, um die Architekturszene mit der Nase auf das Thema Asyl zu stoßen.

Eine Art Vorgänger dieser Auseinandersetzung mit Räumen für Flüchtlinge war die Installation „Endlich Österreich – Grenzräume Asyl“, konzipiert von einem Team aus jungen Architekten, das sich „Agentur für Sperrgebiete der Architektur“ nannte, die im Herbst 2012 auf dem Wiener Karlsplatz stattfand: Auch dafür wurden die Orte, an denen sich Asylsuchende aufhalten, analysiert und abgebildet. In diesem Fall als „Standbild“ einer von vier männlichen Asylwerbern belegten Wiener Wohnung im Maßstab 1:1.

Man sieht: Wenn es um die Hilfe in der Not geht, sind die oft als Selbstverwirklicher geschmähten Architekten erstaunlich Realisten. Ob Behagungen aus Pappe für Erdbebenopfer, Leichtbauzelte für unfreiwillige Nomaden oder Informationsarchitektur im administrativen Schengenschungel: In einer Thematik, die in der Öffentlichkeit immer wieder von Emotionen und Hysterie befeuert wird, kann das nur guttun.